

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Feodor von Kobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Fürstliche Gnaden revidieren Park, Schloß und Weinkeller, besuchen die Honoratioren des Dorfes und schauen von der Höhe des Gogen auf das Land höchsterer Ahnen herab.

Es war ein Gewitter im Hochsommer. Eine schwarze Sturmwolke flog über die Landschaft; zehn Minuten lang raste der Orkan im Parke, Donnerschläge fielen, als stürzten unter ungeheurem Getöse Felsmassen übereinander, Blitz auf Blitz strich flammend über das Firmament, dann prasselte der Regen herab. Binnen einer Viertelstunde war das Wetter gekommen und weitergezogen.

Der Anblick der aufgerührten Natur war von so einziger Schönheit, daß die Insassen des „alten“ Hauses unter dem vorspringenden Portikus vor der großen Flurhalle stehen geblieben waren. Den Eintritt flankierten zwei steinerne Bänke, auf der einen saßen Otto und Jost und neben ihnen kauerte Annemarie mit hochgezogenen Beinen; gegenüber saß Volko, während Belten in der Tür stand und tiefer hinein die Madame. Von einem Fenster der Halle aus beobachteten Beyfuß und Mag das interessante Schauspiel.

Gesprochen wurde nicht viel. Zuweilen rief Volko ein Wort der Bewunderung oder bei einem grellen Blitz schrie Annemarie einmal leise auf; aber das Rauchen des Sturms und das Rollen des Donners verschlangen jede Aeußerung. Belten stand wie angewurzelt in der Tür der Flurhalle; er rührte sich nicht. Er schaute in die Blitze hinein, ohne mit der Wimper zu zucken. Er war ein großer Mann, fast vier-schredig, mit starken Schultern und hochgewölbter Brust. Doch er war schön gewachsen und seine Haltung stattlich; seine Bewegungen hatten immer etwas Ruhiges und Ausgeglichenes, es lag eine gewisse Plastik in ihnen. Nur dem Profil fehlte die feine Linie; das Gesicht war hart, Stirn und Kinn eckig, die Nase groß und kräftig der Mund; immer fiel das schwer zu glättende blonde Haar strähnig in die Stirn. Aber das schöne graue Auge beherrschte so völlig das Antlitz, daß die Disharmonie der Linien zur Nebensache wurde. Es war ein klares, blankes, stählernes Auge, ausdrucksvoll und leuchtend von Intelligenz, leicht einmal verhängt vom Schleier schwärmenden Sehnsühs; gut und milde und wie phosphoreszierend im Horn. Dies Auge war der Mann, der unter Hunderten auffiel; er hob sich überall aus der Menge hervor; man hätte ihm nachschauen mögen wegen des Ungewöhnlichen seiner Erscheinung, die sich doch nicht ohne weiteres bestimmen und deuten ließ. Er trug sich in seiner Kleidung wenig weltmännisch; nichts sah ihm so recht, weder der lange schwarze Rock, noch die falsch geknüpfte Weste, noch die zu kurzen Beinkleider. Es war alles

grob gearbeitet und getragen, der schwarze Schlips schlecht gebunden, und die Schäfte der Stiefel zeichneten sich unter dem Beinkleid ab. Bei einem andern hätte diese vernachlässigte Kleidung lächerlich wirken können, so grotesk wie bei der typischen Karikatur des deutschen Hauslehrers. Aber es war merkwürdig, daß man bei Belten über diese sonst auffälligen Aeußerlichkeiten hinweg sah.

Unter einem gewaltigen Donnerschlage hatte sich der Regen entladen. Er toste mit prasselndem Geräusch zur Erde, aber die volle Wucht ließ fast im Augenblicke wieder nach und aus dem kitzelnden Sturz wurde ein sanftes gleichmäßiges Nauschen. Es plätscherte von den Bäumen herab und rann über den Kies des Vorplatzes, Hunderte von blinkenden Lachen bildend, die von der durstigen Erde schnell aufgesaugt wurden. Ueber den grünen Wipfeln ging wieder die Helle auf, die Sturmwolken versflogen, der Donner wurde rollender und klang immer entfernter. Durch das Geäst der Kastanien und Platanen flimmerte ein Sonnenblick, die Vögel trauten sich von neuem hervor, und in der lauen Treibhausluft baute sich in verfliehenden Umrissen das schillernde Farbenspiel eines Regenbogens auf.

„Gelehrte Herrschaften, nun ist es vorbei!“ rief Annemarie lustig und sprang von der Bank, schürzte ihr Kleid und hüpfte ins Freie. „Was machen wir jetzt? Madame, liebe Madame, es wäre eine Sünde wider die Natur, wollten Sie mich abermals an den Arbeitstisch schmieden. Es wäre auch eine Sünde wider die geschwisterliche Liebe, denn Volko ist doch nur heute hier, und ich verspreche Ihnen, ich lerne morgen die verdoppelte Portion und übersehe drei Seiten mehr. Kann ich mich nicht heute einmal meiner jungen Freiheit erfreuen?“

„Ja“, sagte Volko, „also sei es. Madame, ich bin Fürsprecher für diesen ungebärdigen Pony. Morgen mit dem Frühzuge reise ich wieder ab, heute lassen Sie uns die Freiheit schönen Menschens genießen. Kinder, entwerfen wir ein Programm! Die Sonne lacht wieder und alle Wetter sind fort. Belten, kommen Sie her, wir wollen überlegen. Nach dem Frühstück wird auch die Erde wieder trocken sein; vielleicht können wir doch noch in den Wald.“

„Ach ja!“ jubelte Annemarie. „In den Wald! Wir nehmen Butterbrote mit und eine Flasche mit Milch.“

„Pfui Geier“, meinte Volko. „Nein, es wird anders. Madame, wo ist die Ansicht? Ich wünsche zu acht Uhr ein Verlobungsdiner. Nach allen Regeln der Kunst, mit Zinessen und Desskateffen; wird das möglich sein?“

Annemarie bekam glänzende Augen. Volko gab ihr einen Maß und sagte, sie sei ungeheuer verpfunden. Aber die Madame wurde verlegen; ihre Hängelöcher hingen trübselig herab; sie knüpfte und erstattete Bericht. Es sei ein schwieriges Ding um das allergnädigst befohlene Diner. Indessen, sie wolle nach der Burgmühle schicken, man hoffe auf Karpfen blau; auch sei noch ein Hirschrücken da, und ein Auslauf könne das Menü beschließen. Gegen den Hirschrücken protestierte Annemarie mit Lungenkraft wie im allgemeinen

gegen jegliches Wild; der Auflauf wiederum gefiel der fürstlichen Durchlaucht nicht. Es kam aber zu einer Einigung; Enten und Mastorte (eine Spezialität der Anstalt wie der berühmte Speckierluchen) schlugen die versöhnende Brücke zu allgemeiner Zufriedenheit. Nun mußte Beifuh antreten. Volko wollte dem Majoratskeller einen Besuch abstatten; Rheinwein sollte die Tafel zieren, ein feiner Bordeaux und als Würze der Feier ein gut gekühlter Champagner. Bei diesem Befehl wurden Annemaries Augen sehr blank, und sie spitzte die Lippen. „Wie, sei nicht so namenlos materiell,“ rief Volko; „wenn man von Essen und Trinken spricht, kommt es wie Verklärung über dich. Das ist äußerst unheimlich.“

„Ach hab' dich man nicht,“ erwiderte die kleine Prinzessin, „seinen Gefühlen Zwang antun, ist Heuchelei und noch schlimmer. Man sollte dich einmal bloß ein halbes Jahr lang hier einsperren, dann würdest du auch ein verklärtes Gesicht machen, wenn Mastorte und Champagner in Aussicht stehen.“ Darauhin sprach die Madame ein ernst mahnendes Wort, und der Programmwurf wurde fortgesetzt. Volko wünschte für den Nachmittag eine große Revision; Spaziergang durch den Park, Besuch des Schlosses, Fahrt nach dem Gogenberg und dann durch die Felder bis zum Vorwerk Himmelsleiter; dies war der Sitz der Administration, und Volko gedachte sich dort einmal zu zeigen. Es schwebte ihm das als nötig vor oder wenigstens als angemessen; der Rentmeister pflegte sich seinen Telegrammen um Geld stets außerordentlich unzugänglich zu erweisen, und da hatte der Fürst ein Lächeln für ihn in Vorbereitung.

Man war mit dem Programm allseitig einverstanden; auch Jost traute sich die Spazierfahrt nach dem Gogenzu, und Otto sollte am Nachmittag Gast des Hauses bleiben. „Versteht sich,“ antwortete Volko leutselig, und Annemarie schrie: „Ich hol' mir die Greta! Volko, darf ich die Greta holen?“

„Versteht sich,“ entgegnete der Fürst abermals mit großem Wohlwollen, „und nicht nur das, ich werde dem Burgmüller, ich werde Ihrem Vater, Herr Reschke, einen feierlichen Besuch abstatten.“

„Das wird ihm eine große Freude sein, Durchlaucht,“ erwiderte Otto ehrlich, „und weng ich einen Vorschlag hinzufügen darf: sprechen Sieur Durchlaucht bei dieser Gelegenheit doch auch gleich bei Pastor und Kantor vor — ich glaube, die beiden alten Herren würden sehr glücklich darüber sein.“

„Versteht sich,“ sagte Volko zum dritten Male, und heimlich dachte er: „daß dich das Donnerwetter . . . vielleicht soll ich auch noch bei den Ausgedingepreibern meine Karte abgeben.“

Aber er blieb heute populär. Nach dem zweiten Frühstück ging er mit Annemarie nach dem Schlosse hinüber. Die Prinzessin war glücklich. Sie setzte einen weißroten Belgoländer Hut auf den blonden Kopf und hing sich an den Arm ihres Bruders. Während sie mit ihm die große Platanenallee hinabschlenderte, flüsterie sie, als sei ein Geheimnis zwischen ihnen: „Volko, sag', ich wollte nicht davon anfangen — aber ist denn nun alles in Ordnung?“

„Ja, Kleine Maus, wenigstens ist die Hauptschwierigkeit überwunden. Jost ist verständig gewesen, und vor allem Belten. Jost ist nur das Echo dieses großen Mannes. Was Belten sagt, sagt Jost auch. Nun müssen wir dem König die Sache plausibel machen, aber, ich denke, das wird mit Hilfe Onkel Herrfurths nicht allzu schwer werden.“

„Und wann heiratest du dann?“

„Vielleicht im Winter, vielleicht erst im Frühjahr. Ich finde eine lange Brautzeit wenig schön. Aber da sprechen wir Bergeschichten mit: der Troussseau Villians muß erst fertig sein.“

„Gott, ist deine Lillian schön! Laß mich doch mal nach Berlin kommen, damit ich sie kennen lerne!“

„Wollen sehen, was sich machen läßt, Kleine. Sage mal, wann ist deine Konfirmation?“

„Zu Ostern, und dann soll ich gleich in das Elisabethstift. Und dann hat Onkel Herrfurth ja die Idee mit der Prinzess Irene, die mich als Hofdame haben möchte. Unter uns, Volko, das paßt mir wenig. Denke mal, wie ich mich als Hofdame ausnehmen werde. Ich werde keine glänzende Rolle spielen. Ich vermute, ich werde da ungefähr unserm Max ähneln und überall Falten schlagen, auch im Gemüte. Ich weiß auch gar nicht, wo ich das Geld dazu herkrägen

soll; als Hofdame hat man doch allerhand Feste mitzumachen und Pracht und Herrlichkeit zu entwickeln.“

„Das wird sich schon finden,“ sagte Volko, dessen Blicke raslos umherschweiften. „Weißt du, Maus, unser Park ist doch herrlich. Der wird Lillian gefallen. Aber erst muß Ordnung geschafft werden. Das sieht hier toll aus. Na, wartet man. Ich fahre dazwischen. Habt ihr denn gar keinen Gärtner?“

„Wir hatten drei, aber der Rentmeister hat sie entlassen. Der Gemüsegarten ist verpachtet, wir kriegen immer nur ein Deputat, aber wenn du denkst, Artischocken und sonst was Feines, irrst du dich. Salat zu Haufen und grüne Bohnen und sehr viel Kohlrüben. Damit kann man mich jagen.“

„Und der Obstgarten?“

„Ist auch verpachtet. Alles, was Geld abwirft, ist verpachtet. Der Rentmeister ist ein Ungeheuer. Ich habe einmal eine Melone entführt, die ess' ich so gern. Gleich kam eine Beschwerde und gleich ein Schreiben vom Rentamt: die Pachtungen müßten respektiert werden. Das Ende war eine Rede von Madame. O ihr Götter! Dabei war schließlich die Melone noch madig.“

„Na,“ sagte Volko und hieb mit seinem Spazierstock eine Terg durch die Luft. Weiter sagte er nichts, aber es lag viel in dem Ausruf. Der Rentmeister war ein überaus pflichtgetreuer Mensch. Aber Volko haßte ihn, er haßte besonders seinen kurzen, knappen, despektierlichen Stil und am meisten seine brevi manu-Bemerkungen: „zurück mit der gehorsamsten Meldung, daß die Kassen leer sind“ oder „gehorsamst zurück mit dem Bedauern, daß über die eingelaufenen Gelder bereits verfügt wurde“. Der Rentmeister hatte eine kleine, feine, zierliche Handschrift, und in jedem Buchstaben sah Volko die verkniffenen Augen des alten Rechenknechts und in jedem Haarstrich eine böshafte Falte und in jedem Komma den grinsenden Mund. . . . Aber nun kamen ja andre Zeiten. Gotternegg war zweifellos ein schöner Sommeritz. Volko baute schimmernde Luftschlösser. Aus dem Park war mit geringer Mühe ein Paradies zu schaffen. Ein paar Duzend fleißiger Gärtnerhände konnten hier Wunder vollbringen. Auch der vierdeckige Schloßkasten hatte zweifellos etwas Imponierendes. Er war durchaus nicht schön, aber nicht ohne eine gewisse eckige Würde, die steife Grandezza der Zopfzeit. Einen Augenblick blieb Volko zu Füßen der großen Freitreppe stehen. Die Sandsteinsäulen rechts und links sahen freilich arg mitgenommen aus; Zeit und Regen hatten ihnen jedwede Majestät geraubt, in den weit aufgerissenen Mäulern wucherte Unkraut, die verwachsenen Züge erinnerten an Oberländerische Karikaturen in den „fliegenden Blättern“. Und auf der mittelfsten Stufe der Treppe trieb lustig ein junger Hahn zwischen den Steinen hervor und sprengte auseinander, was sich seiner kräftigen Jugend widersetzen wollte. Annemarie war behende die Stufen hinaufgesprungen, ihre Stiefelchen raschelten im noch regenfeuchten Laube, das der Sturm über die ganze Treppe verstreut hatte, und auf einmal rief sie und deutete nach oben: „Sieh, Volko, wie häßlich! Sieh diesen Sprung!“

(Fortsetzung folgt.)

## Modeschau — Wohnungsschau.

Von Paula Messer-Blay.

Daß wir Deutsche es fertig bringen, nahe am „Zersämetter“ sein, beinahe „ausgehungert“, noch eine Moderoche mit Aufrüstung, Vorträgen und praktischen Übungen zu veranstalten,\*) wird unsern Feinden ein neuer Beweis unserer „Barbarei“ sein. Besonders die Inhaber Pariser Modenhäuser werden mit tiefstem Mißbehagen auf dies völkerrechtswidrige Treiben blicken, denn es ist doch offensichtlich ihr „Recht“, den Geschmack und die Kleidung der deutschen Frau zu beherrschen. Wir aber freuen uns, wie man sich über die ersten Gehversuche seines Lieblings freut, und wir fühlen: wo so viel Eifer, da steckt auch eine Kraft dahinter, die zum Ziele kommen wird. Immer weiteren Kreisen ist es klar geworden, daß dies Ziel einer selbständigen Mode aus wirtschaftlichen, politischen, ästhetischen und ethischen Gründen der Mühe lohnt, und so werden wir Deutsche dies Ziel auch zu erreichen wissen.

Haben wir unsere Kleidermode bis jetzt aus Paris entlehnt, so unsere Wohnungskunst aus England. Und damit hebt sich ein zweites Ziel heraus, wert, fester ins Auge gefaßt zu werden. Der Wille nach Selbständigkeit auch auf diesem Gebiete ist nicht erst

\*) In Frankfurt a. M. 2.—9. Februar 1916.

durch den Krieg entstanden. Das beweisen die vorhandenen Leistungen unserer Raumkünstler. Aber die hohe, innere Bedeutung dieser Bewegung ist noch viel zu wenig ins Allgemeinbewußtsein gedrungen, der Einfluß der Umgebung auf die Seele des Menschen ist bei uns noch viel zu wenig gewürdigt und vielleicht wird erst der Krieg es vermögen, diese Würdigung durchzusetzen. Krieg bedeutet ja nicht bloß Entbehrungen des Leibes, sondern auch der Seele. Mit einem wahren Hunger nach Stille, Einfachheit, Harmonie und Schönheit werden Tausende in ihr Heim zurückkehren, und dies gelte, dies bedrohte, dies getretete Heim vor allem wird es sein, das ihre Sehnsucht zu stillen berufen ist. Vermag es das? Sind unsere Wohnräume erfüllt von jenem schlichten, kraftvollen und vornehmen Geist, von jener Selbstverständlichkeit des Zweckmäßigen, von jener Liebe zu deutscher Art, selbst wenn sie Eigenart ist, die unserer Heimkehrenden würdig genug wäre?

Ein gesteigertes Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit sollte es in Zukunft unmöglich machen, einem fremden Land beherrschenden Einfluß auf die Ausgestaltung unseres Heimes zu gewähren. Aber nicht genug damit. Es muß auch bei uns wieder die Zeit kommen, wo nicht der „Decorateur“ unsere Norm verkörpert und unser künstlerisches Gewissen. Auch in dieser inneren Frage dürfte das Motto lauten: nach Osten! In Teppichen, Stoffen, Schmutz und Kleidern fügen wir uns willig orientalischem Einfluß. Aber wenige halten es für wert, darüber nachzudenken, warum wir nicht mehr daselbe Feingefühl für Farben und Linien, für Gleichgewicht und Rhythmus besitzen, wie sie z. B. die Stidenreien einfacher, anatolischer Frauen bekunden. Hier gilt es vom Osten zu lernen, nicht bloß von der äußeren Erscheinung seiner Kunst uns anregen zu lassen. Es muß wieder die Zeit kommen, wo auch bei uns der gute Geschmack und damit die Sicherheit und der Mut zum selbständigen Wählen ein Allgemeinbewußtsein wird; wo es als Selbstverständlichkeit gelten wird, seine Wohnung sich selber anzupassen, der Besonderheit der äußeren Erscheinung, der Eigenart seines geistigen Wesens. Es darf jene innere Zusammengehörigkeit nicht fehlen, die besteht, wenn beide, Menschen und Möbel, Kinder einer Zeit sind. Das hohe Lied der Gegenwartsliebe, wo wird es heute schon hell genug gesungen? Der deutschen, künstlerischen Gegenwart! Ich spreche nicht von jenem kritiklosen Anbeten des „Nochmiedelagewesenen“, von jenem traditionslosen Verhimmeln des Heute. Doch wenn gerade die Stillen und Reinen sich dem Gestalten innerer Tage entziehen, woher soll es dann Abgesandte nehmen? Richtige Geschmackspflege wird aber zur Quelle feinsten Freuden und damit zu einer Lebensförderung und Erhöhung; sie kann zu tieferer Gesittung erziehen, sie kann so nationale Pflicht und Vaterlandsdienst werden.

Der moderne Stil braucht Nachdenken und will nicht von außen her betrachtet werden. Das alte „sitz und werde“ läßt sich auch hier verfolgen und ein verloren gegangener Instinkt will als bewußte Anwendung ästhetischer Gesetze Aufrechterhaltung feiern. Der Grundgedanke der neuen Wohnungskunst ist die Zweckmäßigkeit in weitestem Sinne genau wie bei dem konstruktiven Aufbau des Einzelmöbels, ohne daß die Zweckwendigkeit in ein rationalistisches Nur-Zweckmäßiges zu versinken braucht. Immer bleibt der Mensch Zweck und damit Hauptache, und dies egozentrische System wird die Kraft haben, alle Räume, ob sie der Ruhe, der Arbeit oder der Erholung dienen, zu einer Einheit zusammenzuschließen.

Man denke sich etwa ein Schlafzimmer, jenen Raum, bei dem am frühesten das zielbewußte Einrichten sich durchgeführt hat. Hier muß absolute Ruhe herrschen und zwar nicht bloß für das Ohr. Keine phantastischen Tapeten, deren Linienwirkung bis in die Träume hinein grüßt. Höchstens ein einfaches buntes Blumenmuster, dessen warmer Grund sanft überleitet zu der Heiterkeit weißer Möbel. Möbel mit stillen Formen, mit ausgeglichenen Verhältnissen, ohne Kanten und Ecken. Keine Stoff- und Dragierungsorgien an Tür und Fenster. Licht und Luft sollen überall Zutritt haben. Delle Vorhänge seien da aus hartem Gewebe, lang, herabhängend, dahinter ein schwerer Tiefblauer, der aufgerollt wird mit dem Mantel der Nacht dröhnen und die dunkle Rote und Ergänzung zu diesem lichten, ruhvollen Lied gibt. Ein einziges Bild in schmalen Rahmen! Es werde aber nicht bloß verwendet als Farbkleck oder Raumgröße, sondern seine Einsamkeit muß gerechtfertigt erscheinen durch künstlerische Bedeutung und Inhalt, es muß ein seelisches Erlebnis des Bewohners veratmen und damit die Beziehung zu diesem als das Letzte und Wohlwendigste des ganzen Raumes empfinden lassen.

Nicht jedes Zimmer verlangt solche Zurückhaltung, obwohl ein Jubel an Kunstgegenständen, Bildern, Nippfachen und Möbeln uns jetzt noch weniger vornehm erscheinen wird als früher. Auch ist der moderne Mensch sehr sensibel für Masseneindrücke geworden, und eine Häufung der Werte schlägt leicht über in eine Verminderung der Gemütsfähigkeit. Wenn aber irgend ein Ort, so soll das Zuhause wieder die „Insel der Seligen“ für den geübten Menschen von heute werden, die Zustucht, wo sich der Widerspruch des modernen Kulturlebens zwischen Erziehung zu möglicher Gleichheit und höchster Einzelindividualität löst.

Dieses glückliche Geborgensein wird sich in einem gut eingerichteten Wohn- oder Arbeitszimmer besonders geltend machen. Mann soll es spüren: hier wird gearbeitet, hier wird aber auch aus Leben und Arbeit Genuß gezogen. Das ist eine

Errungenschaft, so selbstverständlich es klingt: denn arbeiten haben wir gelernt, aber genießen, schön, ruhig und bewußt genießen? Man drängte nur vorwärts und „erledigte“. Man schenkte sich eine Minute zu verlieren und verlaunte dabei das Leben. Auch hier werden wir durch den Krieg lernen. Beschäftigt hat er uns die Notwendigkeit höchster Kraftanstrengung und höchster Arbeitsleistung. Aber zurückrufen er uns von einem Weg des Hastens und Segens, des Amerikanismus, des Aufgehens in Geschäft, Umtrieb und Arbeit. Wir werden wieder mehr nach Stunden der Selbstbestimmung verlangen, nach Mitteln, um uns und der kommenden Generation nicht nur materielle Werte, sondern klare, freudige und geistige Menschen zu geben. In solch ein Arbeitszimmer gehören feste, entschiedene Möbel, die sicher auf den Füßen stehen, ohne sich deshalb ins Klumpen zu verlieren. Als Grundfarbe herrsche etwa das wohlthuende, gedämpfte Grün. Die Stimmung wird noch vertieft durch dunkles, charaktervolles Holz, das in seiner Verarbeitung die Schönheit des eigenen Materials ohne fremden Schmutz und Ueberflüssiges zur Geltung bringt. Ein fröhlicher Farbkleck, vielleicht eine kräftig grüne Divanbank, nimmt die Gefahr des Niederdrückenden, Düsternen. Ein buntgemustertes Kissen-Allerlei darauf, und Ernst und Heiterkeit wird in einem solchen Raum harmonisch ineinanderfließen.

Besondere Sorgfalt muß wie immer der Wack der Tapete zugewandt werden. Sie soll so selbstverständlich wirken, daß sie da ist, ohne bemerkt zu werden. Vier das Richtige zu treffen, bleibt heikel wie das Malen eines guten Porzähnhintergrunds oder der Kauf eines neuen Hutes. Immer ist ein Stückchen Glück und Zufall dabei. Die Klarheit und Ordnung, die das Lebenselement jeder Arbeit bildet, soll auch die Aufteilung der vertikalen Fläche beeinflussen. Die Bilder seien nicht etwa stapelweise aufgehängt, sondern ein Wechsel von Verlangen und Erfüllung biete sich in der Verteilung der Schwerpunkte, ein großzügiger, klarer Rhythmus gehe über Möbel und Bilder und vereinige sich mit dem Gedanken an harmonisches Vorwärtsstreben, dem das Arbeitszimmer geweiht ist.

Eine luftvolle und damit das Wohlsein fördernde Umgebung ist vor allem auch für das Wohnzimmer geboten, wenngleich seine Bestimmung ein anderes Gepräge heischt als der Arbeitsraum. Der große, runde Tisch mit bequemen Stühlen siehe behäbig und einladend da als Mittelpunkt, dessen Alleinherrschaft höchstens durch ein gemütliches kleines Kaffeetischchen gemildert werden darf. Das Motto heiße hier: appetitlich! Darum keine allzu dunklen Möbel, keine düsternen Stoffe. Etwa ein graues matt glänzendes Holz, dessen Nüchternheit das Element der Sauberkeit im Raum noch verstärkt. Dazu mächten satte, orangefarbene Bezüge mit ein wenig Schwarz wundervoll stimmen. Und wofür köstlicher Fries sollte dies Zimmer schmücken? Ein Kranz von sommerlich nachdenklichen Landschaften oder — schöner noch — Vasen und sonstige Möbel, die eng an die Wand gerückt sind, mögen mit derselben zu einem organischen Ganzen verbunden werden durch Einteilung der Wände in Felder. In diesen aber blähe die Märchenwelt unserer Kindertage auf. Abenteuerlich schimmernde Bögel, seltsame Humen und Früchte sieht man da, und seine Ornamente und Linien ziehen sich hindurch wie Schlingengewächse auf alten Waldbäumen. Eine geistreiche Stilisierung mit ihrer gleichmäßigen Wiederholung würde die künstlerische Wirkung steigern. Denn nur jene Naturformen, die durch den menschlichen Geist in Maß und Rhythmus gebannt wurden, werden uns auf die Dauer nicht langweilig. Je höher die Zeichnung hinauf geht, desto lichter und leichter muß sie werden, bis sie ein gutes Stück unterhalb der Decke mit einem energischen Abschluß ganz dem Weiß der Wand weicht. Umspielt wird dies alles von goldenem Sonnenlicht, denn das einzige, sehr breite Fenster ist nur verschleiert, nicht verfinstert. Und sände noch auf seinem Sims eine Reihe farbiger Hyazinthen in gleichartigen hohen Gläsern, wahrlich, dann ließe sich in diesem Zimmer fröhlich und behaglich tafeln.

Mit gestärkten und erfrischten Sinnen nimmt dann der Raum uns auf, der im Hause der Geselligkeit und geistigen Erholung vorbehalten ist. Er sei aber ja nicht jene berückte „gute Stube“ unserer Großmutter, die so selten wie das „gute Schwarzeidene“ bemüht wurde und so steif, kalt und feierlich war wie dieses. Er werde wirklich bewohnt; und die Stimmung, die über seinen Linien und Farben, über der Verteilung seiner Lichter und Schatten, seiner Kunstwerke und Kostbarkeiten liegt, erzähle von seltenster Geschmackspflege und von einer Persönlichkeit, die Feste zu feiern versteht — nicht bloß, wenn der Kalender sie an gibt, sondern wenn Talent, Lebenswürdigkeit und Geist das Zusammensein zum Feste gestalten. Schon der Raum an sich, der im Gegensatz zum Wohnzimmer vielerlei Sinne, Rhythmen und Blanderungen enthalten soll, muß in seinen Verhältnissen aus feinsten abgewogen sein. Hat doch die experimentelle Psychologie festgestellt, daß das Auge gerade für Proportionen besonders empfindlich ist. Wie für jedes Zimmer, suche man auch hier zuerst eine Grundfarbe, deren Gefühlsbegleitung zusammengehe mit dem Zweck des Raumes. Fast unbegrenzt läßt sich dann dies Hauptmotiv in Variationen ausbilden, und schließlich bleibt noch die Ueberraschung der Komplementärfarbe für eine Vase, Stuhlbezug oder Lampenschirm aufgepart. Alles muß ausprobiert, abgeändert und wieder ausempunden werden, bis es daselbst als eine innere Befriedigung für den zum künstlerischen Schönen Ergötzen

und sowohl durch sein gefühlmäßiges wie durch sein intellektuelles Werturteil bejaht werden kann. Was mir für ein Gesellschaftszimmer vorzuschwebt — aristokratisches Mahhalten selbst in jubelnder Lebensfreude — das ließe sich etwa in der Reserviertheit einer lila Tapete und in dem Feuer dunkler, bei uns mit Recht bevorzugter Mahagonimöbel ausdrücken. Sie würden das gleichmäßige Deckenlicht in beruhigendem Spiel der Reflexe wiedergeben, sie müßten von innen und außen technisch vollkommene Qualitätsarbeit sein. Die Stoffe und Teppiche sollten ein stilles Glänzen in sich tragen wie von Schönheits- und Lebensfülle. Hier wäre Raum für reizvolle Erksuffitäten, für Gegenstände, die die Freude an der reinen Form ohne Berücksichtigung des Zweckgedankens erzeugt hat. Hier würde sich willkommen die aktuelle Tendenz auf's Erotische und Bunte einfügen, und hier ließe sich am besten die Einheit des Zeitgeistes mit Kunstform und Kleidung aufweisen. Einmal auf die tieferen Bindungen und Bedingungen der Mode hinzuweisen, ist notwendig. Sie wird von vielen verachtet wegen ihrer scheinbaren Zufälligkeit und ihres ewigen Wechsels. Diese sehen nicht, daß ihre geheimste Triebkraft in Verbindung steht mit der ganzen Denk- und Arbeitsrichtung der Zeit, und daß Fluß und Wechsel ein Gesetz der Natur ist. Wer in Geschmacksdingen nur nicht allzu unbeweglich ist, der wird auch hinter dem Schleier des oft Absonderlichen die Hügel der Schönheit entdecken, der wird eine neue Freude darin genießen, zu beobachten, wie ein neuzeitlich eingerichtetes Zimmer der vollkommenste Rahmen für eine modern gekleidete Frau wird; für die heutige Mode mit ihren orientalischen Reminiszenzen und ihrer einfachen Linie, die sich in der edlen Schmucklosigkeit der neuen Möbel wiederfindet.

Der Salon ist das schönste, zugleich auch das gefährlichste Zimmer. Nicht bloß, weil hier mit Mund und Augen am meisten geplaudert wird, sondern weil der Raum selber redet. Er verrät am schnellsten die Lebensauffassung der Bewohner, verrät, ob sie wählertüchtig zu sein vermögen bis zum äußersten, oder ob für sie über die Schönheit eines Raumes das auswendigste Geld, nicht der aufgewendete Geist und Geschmack entscheidet. Dieser Raum zeigt am deutlichsten, wie weit das geistige Niveau dessen, der ihn geschaffen hat, über der Durchschnittsbildung steht. Oft findet man z. B. einen Reichtum, ja Luxus der Möbel, aber an Plastik oder Malerei ist nicht ein einziges künstlerisches Original zu entdecken. Kann aber Uebereinstimmung nicht ermöglicht werden, so sollte das Verhältnis lieber umgekehrt sein. Mit all dem heißen Bemühen um ästhetische Erziehung sind wir noch nicht so weit wie das Deutschland vor kaum hundert Jahren. Dort lebte selbst in der einfachsten Bürgerfamilie die Sehnsucht, die meistgeliebten Menschen in guten Bildnissen zu bewahren, und man legte sich Opfer auf, um diesen Wunsch verwirklichen zu können. Mit Recht galt solch ein Besitz fast als Zeuge für die geistige Kultur einer Familie, denn der Hunger nach Schönheit ist auch ein Bildungsmittel. Uns Menschen der Gegenwart lehrte nur langsam das Verständnis dafür zurück, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, sondern daß Kunst, daß Schönheit überhaupt Lebensbedürfnis sein kann.

Eine Art innerer Schönheit, ein gewisses Beherrschen und Darüberstehen ist es auch, was den Reiz richtig gestellter Möbel bildet. Schrank oder Tisch darf nicht als Einzelnes, ohne Zusammenhang mit dem übrigen sein, sondern muß mit anderen Gegenständen, oder mit der Wand ein Ganzes ausmachen. Etwas durch ein Bild, dessen Form und Anordnung pflöglig Geschlossenheit in die scheinbare Willkür bringt. Denn wie das Denken nach Komplexbildung strebt, so auch die Anschauung. Das modern geschulte Auge liebt Gruppen und durchsichtigen Aufbau, wie der geschulte Intellekt, ja das Genie sich darin befindet, daß es überall Zusammenhänge entdeckt, daß es Welt und Leben zu einer geistigen Einheit verbindet. Die Synthese, das große Gesetz des Geisteslebens, ist der gemeinsame Grund von scheinbar Verschiedenem: von der uralten Fremde am System, vom Suchen des Menschen nach seinem Platz im Weltgange und — von der Verfriedigung, die eine harmonisch geschlossene Möbelgruppe gewährt.

**Vermischtes.**

\* Der Apotheken-Patriotismus in Frankreich. Am sind auch die französischen Apotheker von der Epidemie des Kriegschauvinismus gepackt worden. In dieser Zeit der blinden Deutschenfeindlichkeit sind die französischen Apotheker auch wirklich in einer besonders peinlichen Lage: man bedenke, daß die meisten, beliebtesten und unentbehrlichsten pharmazeutischen Erzeugnisse deutschen Ursprunges sind! Muß es einem patriotischen Pariser Apotheker nicht das Herz brechen, daß er gezwungen ist, sich solcherart mit Produkten zu beschäftigen, die sozusagen im Lande der Boches geboren wurden, Früchte der Geistesarbeit deutscher Gelehrter sind? Von diesen Erwägungen ausgehend, faßte die Pariser Apothekergilde sich nach langem Nachsinnen endlich ein Herz, um auch ihrerseits vor der Oeffentlichkeit das Bekenntnis ihrer schrankenlosen Franzosenfreue, will heißen bis zur Unsinntigkeit gesteigerten Deutschenfeindschaft, abzulegen. Die in Paris erscheinende „Chronique pharmaceutique“ bringt also den Vorschlag, die in Deutschland erfindenen oder gemischten Medikamente durch Abänderung ihrer

Namen in französische Endungen zu jener Würde und Löblichkeit zu erheben, die sie dem französischen Bürger ihrer Meinung nach erst richtig genießbar machen soll, ohne das ihm ein bitterer Nachgeschmack auf der Zunge zurückbleibt. „Was ist einfacher,“ schreibt die geistig scheinbar völlig aus dem Gleichgewicht gekommene Redaktion des Apothekerblattes, „als die Endsilben dieser Medikamentennamen, der Zeit entsprechend, auf echt französische Weise umzuwandeln? Weg mit den Worten Veronal, Sulfomal, Helmitol! Von nun ab sollen sie nur noch Verofrance, Sulfofrance, Helmitofrance heißen! Dies soll genügen, um sie für unseren Gebrauch zu reinigen, und es wird nicht schwer sein, diese neuen Bezeichnungen dem Gedächtnis einzuprägen und so in die Ärzte- und Laienwelt einzubürgern“. . . Dieser weise Vorschlag ist das neueste Symptom einer psychologischen Erkrankung, die der Krieg in Frankreich hervorgerufen hat. Es ist ein Leiden, das man sinngemäß als die Buchstabenepidemie bezeichnen könnte. Die Krankheit begann mit dem Buchstaben „R“. Nachdem es den französischen Biologen geblüht war, festzustellen, daß die in Frankreich berühmt gewordenen deutschen Worte „Kultur“ und „Kolossal“ mit einem „R“ begannen, wurde diese Entdeckung von den Zeitungen, Schriftstellern, Reour-Verfassern, Brettspielern nach allen Richtungen ausgebeutet. Schließlich kamen besonders peinliche Patrioten auf den Einfall, daß man in den wenigen französischen Worten, in denen ein „R“ vorkommt, dieses durch ein „E“ ersetzen müßte. Selbst bei den Namen der berühmten französischen Generale Kellermann und Kléber wollten diese Fanatiker sich nicht beruhigen. Nun werden auch die Endungen „al“ und „ol“ der pharmazeutischen Bezeichnungen auf den Inzög der Barbareien geschrieen, um durch „france“ erlegt zu werden. Wahrhaftig, die Franzosen scheinen wirklich stärkerer Medizin zu bedürfen!

**Bücherlich.**

— Die Septemberschlacht 1915 in der Champagne bildete einen der bedeutsamsten Abschnitte in dem zähen Ringen an der Westfront, das in dem gegenwärtigen Kampfe um Verdun offenbar seinem Höhepunkt entgegengeht. Wie ein als Kommandoführer mitten im Schlachtgetöse stehender Künstler diese grandiosen Kämpfe gesehen hat, geben drei in der neuesten Nummer 3795 (Kriegsnummer 86) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. J. Weber) farbig reproduzierte Momentbilder wieder, die der Urheber unmittelbar unter dem Eindruck des gewaltigen Geschehens gemalt hat. Einen trotz ausgiebiger Vorbereitung mit tagelangen Trummelfeuer glänzend abgeschlagenen französischen Sturmangriff schildert, ebenfalls auf Grund eigenen Erlebtes, ein unter dem Decknamen Hans Dörfler schreibender deutscher Major in einer packenden Blauberei „Zwischen den feindlichen Gräben“. Der Zeichner Fritz Grotteneyer bringt reizvolle Motive vom Kriegsschauplatz in Flandern, Josef Correggio aus Russisch-Polen. Richard Asmann, der den serbischen Feldzug mitgemacht hat, führt uns eine Szene aus den Straßenkämpfen in Belgrad vor, Albert Hartmann, der gegenwärtig als Sonderzeichner in Mazedonien weilt, ist mit einem eindrucksvollen Bilde vom Babunapaz) sowie mit Genreskizzen aus Sofia vertreten. Felix Schwormstädt verrät seine Meisterschaft in einer lebendigen Zeichnung „Auf dem Gefechtsverbandspat eines Linien Schiffes“. Auf allgemeines Interesse dürfen auch fünf farbig wiedergegebene Kriegsbilder nach Gemälden der Prinzessin Mathilde, der Schwester des Königs von Sachsen, rechnen. Kurt Passenkamp zeigt ein deutsches Unterseeboot im Kampfe mit einem benachbarten feindlichen Handelsdampfer. Zum Wechsel in der Leitung des Reichsmarineamts nimmt Kontradmiral z. D. Schlieper in einem Artikel Stellung, der mit vorzüglichen Porträten von Tirpitz und Capelle ausgestattet ist. Dem zehnjährigen Beisehen des Kaisers in Friedrichshausen in Berlin ist ein illustrierter Beitrag gewidmet. Die historischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Balkan würdigt Professor Dr. Felix Radschl. Wie es „unter der Front“ aussieht, d. h. bei den Minierern, schildert fesselnd Oberleutnant Hans Schoenfeld. Eine anziehende Novelle von Berta Freilrau von der Woll, in der der Austausch der Schwerverwundeten mit feinem Einfanden behandelt wird, vervollständigt den reichen Inhalt der neuen Nummer.

**Zahlenrätsel.**

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 10 Deutscher Ostereinsatz.
- 2 5 10 2 Ein Vogel.
- 3 5 7 7 10 9 4 Feindliches Land.
- 4 3 2 7 4 2 6 Stadt in Deutschland.
- 5 3 6 2 Ein Gefäß.
- 6 2 8 1 2 6 Körperorgane.
- 7 2 4 9 6 Französische Stadt.
- 8 9 7 9 6 Ein Vogel.
- 9 3 4 2 6 6 2 6 Ein Gebirge.
- 10 5 6 9 Eine Göttin.
- 10 9 5 7 Ein Ungeziefer. [H. 8.] (Aussl. in nächst. Nr.)

Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:

Wie rühm' ich diese beste Welt von allen?  
 So rühm' ich sie, daß sie erschaffen sei  
 So schlecht als möglich, ohne zu zerfallen;  
 Um ein Paar schlechter, und sie ging entweien. Rückert.